Frau Menga [Fortsetzung]

Autor(en): **Odermatt, Esther**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635534

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 7 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Winterschlucht. Von Jacob Hess.

Die Bergschlucht atmet schwer und grabeskühl,
Ihr lastend Dunkel weckt ein Angstgefühl.
Bereifter Busch umstarrt ihr Felsentor,
Das Flussgedonner hallt mir dumpf ans Ohr.

Jahrtausendlang schon schafft die Flut im Grund,
Sie schlägt mit Meisselwucht den Felsen wund.
Erschauernd grüss' ich ihrer Arbeit Frucht:
Das wilde Spaltenungetüm der Schlucht.

Ein Strässchen, angeschmiegt an Klipp' und Wand,
Geleitet mich durch falbes Schattenland.
Es nachtet! Schneestaub wirbelt weiss und fein.
Die Wassergeister hämmern tief im Stein.

(Aus „Wildheu".)

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

Das Rauschen des Rheins weckte Schuldgefühl auf Schuldgefühl. Er entfloh, und die überwachten, überreizten Sinne türmten ihm seine Pläne. Er wollte nicht mehr zurück. Von hier aus würde er dem Schwiegervater seinen Entschluß mitteilen, das würde ein Schrecken sein, wenn er ihn schonend der Schwiegermutter beibrachte! Immer neu malte er sich die Szene aus, immer dramatischer. Vielleicht hatte die Schwiegermutter gerade eine Gesellschaft auf den Abend geladen —

Nur den Gedanken an Ellen drängte er fort, aber immer wieder war er da, ihr liebes Gesicht, ihre angstvollen Augen, als er ihre Begleitung hieher zurückgewiesen. Wie oft hatte er früher auf den jetzt im Dunkel aufblitzenden Spiegel im alten Goldrahmen gestarrt, in wacher Sehnsucht nach Ellens jugendlicher Anmut, seit sie zum ersten Male beim Breiler Waldfest seine jungenhafte Sicherheit erschüttert und sein Herz gewonnen hatte.

Der Mutter Hüsteln drang durch die Türe. Er horchte, halb aufgerichtet, hinüber. Sie schlief, erwachte nicht, als er leise unter ihre Türe trat. Das Oellämpchen ließ ihr Gesicht geisterbleich erscheinen. Ihm krampfte es das Herz zusammen, bis er ihre kaum hörbaren Atemzüge, wieder ein Hüsteln erlauschte.

Lange, lange stand er und schaute hinüber auf das bleiche Gesicht der Mutter, bis sie im Schlaf es von ihm wandte. Da kehrte er wie ein Heimatloser auf sein Lager zurück, und alle unausgelebte Liebe zur Mutter stürzte aus verschütteten Schächten, strömte mit elementarer Gewalt, daß nur dieses eine noch groß und wahr und lebendig schien, alles andere, auch seine Liebe zu Ellen, darin versank.

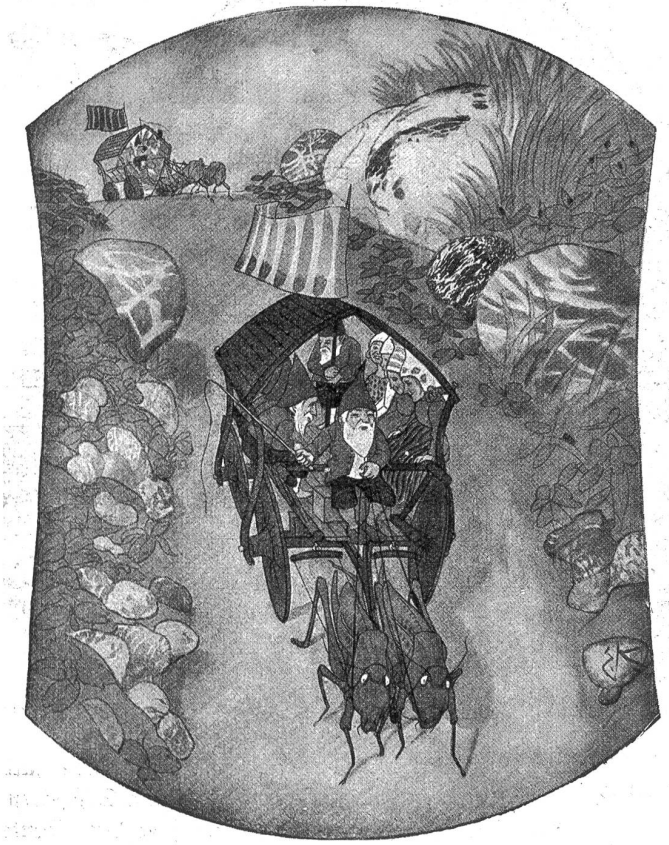
Jetzt verstand er Ziel und Sehnsucht seiner Mutter, sie waren auch für ihn im tiefsten Grunde Ziel und Sehnsucht. Was mußte sie gelitten haben an seinem Verrat! Ja, ein Verrat war es gewesen an der Mutter, der Heimat, an sich selber. Er wollte ihn gut machen, er wollte umkehren, heimkehren, und die Mutter sollte daran gesund werden.

Wie früher, da er sich im voraus die Belohnung ausgemalt als Ansporn zu seinen Taten, und wenn es nur der Mutter stolzes Lächeln oder ihr auszeichnender Kuß auf die Stirn gewesen wäre wie damals bei der Rettung der kleinen Greitla, so malte er sich jetzt aus, wie sie am Breiler Fest strahlend neben ihm auf der Laube stünde, während die Ehrenklänge zu ihnen hinauftönten und das Volk ihnen zujubelte, der Mutter und dem Sohn.

So sah er sein Ziel. Der Weg dazu führte vielleicht am Abgrund vorbei, aber die Mutter würde ihm helfen, ihm die Hand reichen, die er so lange ausgeschlagen. Das tröstete ihn.

Als Frau Menga am Morgen erwachte, war sie so schwach und erschöpft wie nach einer schweren Operation. Sie wollte sich aufrichten, ließ sich aber wie in eine Wohltat in ihre Schwäche zurücksinken, schloß die Augen und fühlte, wie aus dieser Erschöpfung weit, weit hinten etwas Tröstliches ihr zunickte. Sie wußte nicht, was es war, aber sie

nickte wieder und fuhr mit der linken wie tröstend über ihre rechte Hand.



Illustrationsprobe aus Ernst Kreidolfs „Die Wiesenzwerge". (Verlag H. Schaffstein, Köln.)

Fortunat war fort zu einem Lauf, wie er Barla Katrina zurückgelassen hatte, und als er endlich in der Mutter Zimmer trat, schaute ihr etwas Fremdes aus seinem finstern Gesicht entgegen und etwas Bekanntes doch, das sie erschreckte.

„Mutter", er zwang sich ruhig in einen Stuhl nieder, „kannst du mich anhören?"

„Alles, Fortunat"; ihr war, als strömte eine langverhaltene Kraft in ihre Stimme. „Ich habe so gut geschlafen wie schon lange nicht mehr."

„Dann, Mutter", schon wieder war er vom Stuhle aufgesprungen, „ich bin fest entschlossen, ich will heimkommen, treffe noch von hier aus, gleich jetzt die Entscheidungen, und, Mutter, ich will ja nur, was du willst, ich habe es nur eine Zeitlang nicht mehr gewußt, daß ich es will."

Scheu legte er seine Hand auf die ihre, und sie spürte eine Hingebung, eine Erwartung, alles, mehr als alles, was sie in den langen Jahren von ihrem Kinde erhofft und ersehnt hatte. Aber sie breitete nicht die Arme aus. Sie hielt seine Hand fest, richtete sich gerade auf in ihrem Bett und sah ihm mit einem Ausdruck in die Augen, den er nie zuvor an ihr gekannt hatte.

„Fortunat", sagte sie, „ich will es nicht mehr, wenn es nicht dein und Ellens Glück ist."

Er riß seine Hand aus der ihrigen, starrte sie an und konnte es nicht fassen, daß sie ihn zurückstieß. Doch sie streckte ihm schon beide Hände entgegen.

„Wenn es sein könnte, so daß euer Leben dabei ganz bliebe, wie gern wollte ich es dann, aber so nicht, mein Kind, so knabenhaft", und nun setzte sie ihm auseinander, wie er heimkehren und mit Ellen sein und ihr Leben überschauen sollte, und wenn ihn dann noch der Wille unwiderstehlich nach der Heimat zöge, wenn alle seine Kräfte nach der neuen Tätigkeit verlangten, dann sollte er mit Ellen darüber raten, „und vielleicht versteht sie dich besser als du glaubst."

Ein stolzes Lächeln glitt über Frau Mengas Gesicht: „Fortunat, versuch's, du mußt zuerst mit Ellen reden, und nie soll sie erfahren, daß die Mutter dir dazu geraten."

Er konnte ihr nicht widersprechen, mit keinem Wort, konnte der Kraft nicht widerstehen, die von ihr ausging.

Ihm war, als hätte sie ihn mit starker Hand aus dem Abgrund, in dem er versinken wollte, emporgerissen, ihm zum erstenmal die volle Verantwortung für sein Leben in die Hand gelegt, für sein Leben und aller, die mit ihm verbunden waren. Unreif war sein Tun gewesen bis zu dieser Stunde.

*

Fortunat schob die Fahrt zur Stadt von Tag zu Tag unter irgend einem Vorwand hinaus, und als er eines Abends vom Besuch bei Frau Brida zur Mutter heimkehrte, hielt er der Staunenden ein ganzes Bündel von Fäden hin, die er mit alten Freunden und Bekannten neu geknüpft hatte. Wie man ihm überall Türen geöffnet, ihn zur Heimkehr aufgemuntert hatte, halb mitleidig, halb vorwurfsvoll, das verschwieg er der Mutter; das hätte auch seinen Entschluß eher umstoßen können, wenn er nicht so von innen heraus den festgewachsenen Halt gehabt hätte.

Frau Menga war inzwischen aufgestanden und holte sich jeden Tag neue Kräfte. Sie beharrte auf ihrer Forderung, daß Fortunat vor jedem andern Schritt mit Ellen sich aussprechen müßte, und trieb ihn zur Rückkehr.

Unangemeldet traf Fortunat in seiner Stadtwohnung ein, fand sie leer, und als Ellen ein paar Stunden später von einer Gesellschaft bei ihrer Mutter auf dem Lande anfuhr, von lustigen Männer- und Frauenstimmen verabschiedet, hatte sich über seine guten Vorsätze so viel Groll gehäuft, daß er mit Mühe sich zu einer frostigen Begrüßung zwang. Auf Ellens scheue Frage brachte er außer einem knappen Bericht über der Mutter Befinden kein Wort über die Lippen.

Das Schweigen lastete über dem Wiedersehen der beiden und schob sich trennend zwischen sie. Ellen konnte es sich nicht verzeihen, dem Drängen der Mutter gefolgt zu sein, da sie doch des Gatten Heimkehr geahnt hatte.

Sie war voll aufgesparter Zärtlichkeit und wagte nicht, sie dem Verstimmten zu geben. Alle die Tage und besonders während der Schaustellung bei der Mutter war sie sich heimatlos vorgekommen, hatte sie mit banger Sehnsucht an die Krankenstube in der Casa Crestas gedacht, wie Fortunat wohl die Mutter umhegte, und wie Frau Menga es aufnähme, und warum sie dort ausgeschlossen war? Das hatte immer neu geschmerzt. Jetzt mußte sie in ihrem Gesellschaftskleide ihm teilnahmslos erscheinen. Doch vor seiner Kälte erfror jeder Versuch zur Rechtfertigung.

Zum Unglück war für die nächsten Tage noch der Besuch von Ellens Mutter fällig, um eine Flut von Besorgungen mit ihrer wichtigen Programmäßigkeit zu erledigen, so daß Fortunat froh war, sich auf eine Geschäftsreise vor all den Kleidern, Hüten, Schuhen und vor Ellens traurigen Augen flüchten zu können.

Ellen weinte nachts in die Kissen, atmete auf, als die Mutter sie allein ließ, fuhr an den nächsten Zug, mit dem Fortunat eintreffen konnte, und schämte sich, als sie umsonst ihn erwartete und sie sich sein Erstaunen vorstellte über ihren Mangel an Stolz.

Plötzlich trat er gegen Abend ins Wohnzimmer, während sie in einen Brief Frau Mengas vertieft saß. Ihr loderte die Freude auf, und im ungehemmten Gefühl der Ueberraschung schloß er sie in seine Arme. Ihr Schluchzen löste eine ihr fremde, herrische Zärtlichkeit in ihm aus, daß sie errötend sich befreite und ihm Frau Mengas Brief entgegenhielt.

Die Mutter und Ellen. Da war es wieder, alles, was seit der Nacht an Mutters Bett in ihm gewühlt und ihn ins Uferlose geworfen, bis er nach hartem Kampfe erst festen eigenen Boden unter den Füßen gespürt hatte.



Illustrationsprobe aus Ernst Kreidolfs „Die Wiesenzwerge". (Verlag H. Schaffstein, Köln.)

Immer neu hatte es in ihm gerungen in der Losgelöstheit der langen Bahnfahrten, in der Oede der Hotelzimmer. Diese Reise hatte ihm durch die Geschmeidigkeit der Geschäftsfreunde und Konkurrenten, denen eine anständige Geradheit nicht gewachsen war, die Unfreiheit seiner Stellung nochmals grell beleuchtet und den Entschluß, sich selber und seine innere Freiheit zu retten, erhärtet.

Ein paarmal hatte er aus dem einsamen Ringen die Hand nach der Mutter ausgestreckt, um immer wieder zu spüren, wie sie sich ihm entzog. Er konnte es oft nicht fassen, daß sie ihm jetzt unerreichbar war, doch er wußte ja den Weg zu ihr. Sie hatte ihn ihm deutlich gezeigt, nur gehen mußte er ihn allein.

Dann war plötzlich heiß und stark die Liebe zu Ellen in ihm aufgeflammt. Jetzt mußte sie sein werden, ganz sein. Bis jetzt war er ihr gefolgt, unwürdig gefolgt, mehr vielleicht, als sie verlangte und wünschte. Es mußte sie geschmerzt haben, wenn er ihrer Mutter beipflichtete, wenn er nicht die eigene Meinung genügend durchsetzte, die doch im Grunde wohl auch Ellens Meinung war. Ob sie ihn nicht oft verachtet hatte?

Jetzt war er erst mündig geworden, jetzt mußte alles neu werden. Wie ein Werbender, Begehrender war er zu Ellen zurückgekehrt. Sie sollte wählen: zwischen ihren Eltern, ihrer Umgebung, all dem Schein und ihm, ihm allein.

„Fortunat, der Mutter scheint's besser zu gehen. Aber du habest ihr ja noch gar nicht geschrieben?"

„Nein. Ich muß, ich will zuerst mit dir reden. Kann ich das? Sind wir heute allein oder wieder mit deiner Mutter?"

„Nein, nein, wir bleiben sicher allein."

Sie zitterte. Was mußte er mit ihr reden? Was hatte ihn von ihr getrennt und lauerte auf sie in seinem Schweigen?

„Komm, hör, jetzt gleich." Hastig warf er den Mantel ab und zog sie neben sich auf ihre Eckbank.

„Ellen, ich will fort von hier, fort aus dem Geschäft, aus der Stadt, ich will heim."

Sein harter Ernst machte sie erstarren.

Umsonst wartete er auf ein Wort, auf eine Widerrede, setzte ihr immer hastiger und lebhafter, immer vorwurfsvoller seine Gründe auseinander, daß er hier in seinem Besten verkomme, zugrunde gehe, daß er sich verkauft habe wie ein Sklave, gegen seine Meinung, seine Ueberzeugung handeln, einer Sache dienen müsse, die ihm fremd, zuwider sei, wie daheim Tätigkeit und Ziele auf ihn warteten, wie ihm dort alle Wege offen stünden. Das schleuderte er tief von innen heraus mit unerbittlicher Wucht auf sie nieder, daß es sie fast betäubte.

„Ich, ich", hörte sie nur immer.

„Und ich?" stöhnte sie zuletzt aus ohnmächtigem Schmerz heraus.

„Du." Er wollte sie an sich reißen, sie anflehen: „Du gehörst doch zu mir."

Doch hielt er sich gewaltsam: „Du? Das frage ich dich. Aber dich allein."

Da stürzte alles über sie herein: die Eltern lassen, gegen sie kämpfen — die Angst vor der Mutter, unmöglich mit einem solchen Gedanken vor sie zu treten, ihn gar auszusprechen, auszuführen — und allein, gegen ihre ganze Umgebung! Sie tastete nach Fortunats Hilfe, nach einer Hand, die er ihr entgegenstreckte, einem Blick, der sie rief, nur ermutigte, nur stärkte. Aber er blieb unbewegt. Aus freiem, starkem Entschluß sollte sie zu ihm kommen, das war sein unerschütterlicher Wille, sein heißes Hoffen.

Endlich brach aus ihrer Sehnsucht, daß er sie zu sich hinüberzöge, die ungewollte Anklage: „Du gehst zur Mutter, die hat dich überredet — —“



Ernst Kreidolf 70 Jahre alt.
Der in Bern lebende, hervorragende Maler Ernst Kreidolf feierte am 9. Februar 1933 seinen 70. Geburtstag.

Er fiel ihr ins Wort. Jetzt stand die Mutter zwischen ihnen, so gütig und selbstlos, wie sie dem Sohn in jener Nacht ins Innerste gegriffen, und überwältigt fühlte er erst jetzt ganz klar die großen Forderungen, die ihre starke Liebe stellte, und die Kraft, die von ihr ausging.

„Sag das nicht, sag das nicht! Wenn du wüßtest! Ja, du sollst es wissen.“

Jetzt glaubte er, es der Mutter schuldig zu sein, sich selber und auch Ellen. Nur Wahrheit konnte ihr Verhältnis neu schaffen. Er wollte sie wagen, alles wagen, um sein Leben neu zu gestalten.

„Nicht die Mutter, ich selber. Ja, ich fühlte plötzlich in der Heimat, in der Nähe der Mutter, was ich wollte und mußte. So jäh überfiel es mich, daß ich alle Brücken unter mir abbrechen und neue schlagen und mit der vollendeten Tatsache vor dich treten wollte. Ich hätte es getan ohne die Abwehr der Mutter. Sie rüttelte mich zur Besinnung auf, sie forderte, daß ich zu allererst mit dir mich bespreche. Und sie hatte recht. So mußte es doch sein. Komm, Ellen, laß uns ruhig alles betrachten.“

„Die Mutter hat dir befohlen?“ rang es sich tonlos aus tiefsten Tiefen empor, und langsam tropfte Träne auf Träne über Ellens Wange herab.

„Ach, Ellen, so sei doch vernünftig! Hätte ich dir das nur verschwiegen, wie es die Mutter gewünscht, dringend mir ans Herz gelegt hatte, dir ja nichts von ihrem Rat zu sagen.“

Umsonst suchte Fortunat sie zu beruhigen, liebkosend sie zu trösten. Sie weinte, weinte, hilflos wie ein Kind, dem man das Liebste genommen hat, und das sich nicht wehren kann, ließ sich von ihm zu Bett bringen, zudecken und weinte weiter in die Kissen hinein.

Erst als Fortunat an ihrer Seite lag, zwang sie mit leisem Aufschluchzen ihr Weinen nieder, um ihn nicht zu stören. Aber da rückte sich die harte Wirklichkeit ihr vor die Sinne, die ihr vorher die Tränen barmherzig umhüllt hatten, Sie hatte Fortunat verloren. Verloren an die Mutter. Sie wollte sie hassen und konnte doch nicht, es tat nur so bitter weh.

Als sie Fortunat eingeschlafen glaubte, stieg aus der Einsamkeit das Entsetzen. Was sollte werden? Wenn sie wieder heim mußte zur Mutter, unter ihre mitleidig verachtenden Blicke, unter ihre herrische Selbstgerechtigkeit, die kein Biegen und Schwanken, keine seelische Not verstand, die ihre schwächere Art vergewaltigte, erdrückte! Sie ertrüge es nicht mehr, nie mehr. Oder mit Fortunat in die Fremde als sein Anhängsel, auf alles hier verzichten?

Und sie klammerte sich an dieses Hier, steigerte es in letzter Selbstbehauptung mit allen Vorzügen, die es ihr und Fortunat geboten. Hier wohnten sie behaglich und vornehm im eigenen Haus: „Die könnt ihr suchen, denen alles vom ersten Tag an eingerichtet wird wie im Märchen“, hörte sie die Mutter. Täglich konnte sie die Erfahrene um Rat fragen, ihre hausfrauliche Hilfe anrufen, hier hatte sie ihre beneidete Stellung, ihren Kreis, Fortunat sein gutes Auskommen, eine glänzende Zukunft. (Schluß folgt.)

Zu Ernst Kreidolfs Blumenmärchen.

Die Jubiläumsausstellung in der Kunsthalle ist bis zum 26. Februar verlängert. Es bietet sich also dem noch Gelegenheit, Ernst Kreidolfs Lebenswirk kennen zu lernen, der noch nicht zum Besuche der Ausstellung gekommen ist. Was an diesem tiefen und weitgespannten Lebenswerke ganz besonders fesselt, das ist die liebevolle Hingabe an eine spezielle Aufgabe, die sich der Maler-Dichter schon frühe gestellt sah durch Aufträge des Bilderbuch-Verlages Hermann Schaffstein in Cöln. Eine Aufgabe, die Kreidolf zum vielgeliebten Freund der Jugend machte; denn die fast jährlich in langer Reihe erscheinenden Bilderbücher, zu denen Kreidolf mit wenig Ausnahmen nicht nur die Bilder zeichnete, sondern auch den Text — meist Verse — schrieb, wurden von unseren Kleinen mit Jubel empfangen.

Mit einem nicht zu übertreffenden Virtuosentum verwertet Kreidolf Farben, Formen und Charaktere der Garten-, Wiesen-, Feld-, Wald- und Alpenblumen zur Einkleidung seiner Märchengestalten. Seine Phantasiekraft, die immer neue Situationen und Vorgänge zur zeichnerischen Verherrlichung seiner geliebten Blumenkinder erfindet, versetzt in Staunen. Unvergessen bleibt der Eindruck schon seines ersten Buches, des wundervollen „Blumenmärchens“, den die nachfolgenden im Schaffstein-Verlage erschienenen, nur verstärkten, so „Der Gartentraum“, „Die schlafenden Bäume“ und „Das Wiesenmärchen“ (von diesem letzteren ist eben eine feine Jubiläumsausgabe erschienen — man vergleiche unsere Abbildungen auf Seite 98 und 99).

Die späteren Bilderbücher sind vom Rothapfel-Verlag Erlenbach-Zürich verlegt. Wir erinnern uns noch gut der Begeisterung und des Entzückens, mit denen seine „Alpenblumenmärchen“ aufgenommen wurden.